

Die Flamme des Herdes

Von Dr. J. F. Reide

Von wannen kommt uns Kraft und Freude, kommt uns die Erdenliebe? Die tief sinnige griechische Sage erzählt von dem Riesen Antäus, der unüberwindlich blieb, solange sein Fuß die mütterliche Erde berührte, und der nur in dem Augenblick, da man ihn frei in der Luft schwebend emporhielt, erdrosselt werden konnte. Auch für den Menschen erwacht die tiefste, lebendigste Kraft, die ihn mit dem Geistigen wie mit dem Irdischen verbindet, nur aus der Stelle, da er die Erde berührt. Und diese Stelle, da der Mensch die Erde berührt, heißt in weniger poetischer Umschreibung, heißt praktisch gesprochen: das Heim.

Das Heim ist die Stätte, wo die großen, ernstesten Lebenswunder von Zeugung, Geburt und Tod sich vollziehen, das Heim im tiefsten, kosmischen metaphysischen Sinn ist die große Schöpfung und Lebensleistung der Ehe. Wenn das doch einmal die viel zu vielen erkennen wollten, die in der Ehe eine rein auf die Sinne gestellte Institution sehen.

Die schönste Umschreibung der Ehe hat wohl Nietzsche gegeben mit dem Worte:

„Ehe, das heißt ich den Willen zu zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist als die, so es schufen.“

Das Eine ist natürlich auch das Kind, sind die Kinder, aber das Eine, über seine beiden Schöpfer hinausreichende Gebilde der Ehe ist eben auch das Heim, die Heimat für Menschen, die Stätte, da Menschen die Erde berühren. Es ist die Lebensgemeinschaft, die Schicksalsverbundenheit von zweien, aber darüber hinaus Heim und Hausung für andere Menschen, für die Kinder, versteht sich, für die Angestellten sojann, aber auch für die Freunde, die Fremden, die dort eine Heimstatt, einen Ruhepunkt finden. Eine Ehe wird Urvogel des Staates, selbstverständlich wächst sie darüber hinaus zu einer Urvogel der Kultur, einer Stätte, die seelische Heimat bedeutet, wo Menschen miteinander wirken in Verbundenheit, wo Musik erklingt, Dichtung genossen, bildende Kunst erlebt wird.

Das alles ist erst der tiefste Sinn von der heiligen Flamme des Herdfeuers, von dem wärmenden Licht im Dunkel der Erde. Schon die Römer, diese nüchternen, kalten Verstandesmenschen, verehrten in ihren Benaten besondere Gottheiten der Häuslichkeit! Ein Heim, eine Heimat: letzten Endes die Verbindung irdischer Erde mit göttlichem Menschengeist, die Vermählung von Zeitlichem und Ewigem, von Blut und Geist.

Auch das ist Sinn und Aufgabe der Ehe: mit dem eigenen Heim auch noch ein Kraftzentrum zu schaffen für andere, für Freunde, die Heimatlosen. Was für einen inneren Sinn, wenn nicht eben nur die Gewohnheit, hätte in späteren Zeiten, wenn das Blut stille ward und die Brut ausgelassen ist aus dem alten Neste, was für einen Sinn hätte dann noch die Ehe und das Heim? Es hat eben jenen anderen: Freunden, ganz gleich welchen Alters und welchen Geschlechts etwas zu spenden von der heiligen Wärme und dem heiligen Lichtschein des Herdfeuers. Welches Glück einen jungen, fremden, verirrtten Vogel, vielleicht einen Freund der eigenen Kinder, so einmal aufzunehmen im eigenen Heim und ihn zu betreuen. Welches Glück aber auch, einen fremden Menschen, sei es für Wochen oder sei es auch nur für ein paar Stunden durch herzliche Bewillkommung und Fürsorge, durch Musik und Gespräch und weisliche Teilnahme am fremden Leben zu erwärmen, zu erheitern und ein Gefühl der Verbundenheit zu schaffen mit den einsam Wandernden, mit den Vagabunden in der Welt. Die Musik des Herzens, jene feine Schwingung menschlicher Kultur, die dabei vernehmbar wird, hat eigentlich noch keinen Namen, und man mühte ihn dafür schaffen. Es ist nicht die Mütterlichkeit allein, jenseits heute so viel gebrauchte und so oft mißbrauchte Wort, das unsere Gefährten, das andere Geschlecht, von vornherein auszuscheiden scheint von den Schätzen des Lebens, es ist auch jenes andere erste und schöne, keuscheste Gefühl in der Welt mit dabei, das man Väterlichkeit nennen muß. So erwacht aus dem Zusammenwirken mütterlichen Herzens und väterlicher Gesinnung, die sich in späteren Jahren hinanzusetzen über den Kreis der

eigenen leiblichen Kinder und Untertananten, das, was man mit dem neuzuschaffenden Worte „Eitelkeit“ bezeichnen möchte. Nichts von Mitleid oder Wehleidigkeit steckt darin, sondern das Gefühl eigener schenker Kraft und Wärme, das Gefühl einer tiefsten und wahrhaften Menschenliebe und Menschenfreude. Dorthin sich miteinander zu entwickeln, zu wahrhafter lechter Eitelkeit, und mit dem Heim, der großen gemeinsamen Aufgabe die heilige Flamme des Herdes immer stärker und reiner leuchten zu lassen in der dunklen Welt, auch für Fremde und Freunde, das ist die schönste und tiefste Doppelaufgabe der Ehe, ja, das ist ihr so viel verkannter und dennoch lechter Sinn.

Verlassen wir diese Erkenntnis nicht, ohne den entgegengekehrten Gedankengang eingeschlagen zu haben. Es gibt auch glückliche Ehen, die in einem falschen, gefährlichen Egoismus enden. Gerade was uns heute öffentlich immer wieder vorgehalten wird, in wissenschaftlichen Büchern und antiseptischen Zeitschriften beigebracht werden soll, daß die Ehe lediglich eine auf Sinnlichkeit gebaute Institution sei und daß die in dieser Richtung glückliche Ehe auch schon die vollkommene sei: gerade das führt ja im Westfalle zu jenem schrankenlosen Egoismus. Er kennt nur sich und die Familie, und, darüber hinaus, er kennt nur den anderen Ehepartner, er begrenzt freiwillig die Kinderzahl, er begnügt sich zuletzt mit einem Kind, er verzichtet zuletzt auf Kinder überhaupt, dieser bodenlose materialistische und letzten Endes unmoralische Egoismus einer sogenannten glücklichen Ehe, in der aller Kultursinn, alles Metaphysische erstorben ist. Die bei aller ihrer Exzentrik warmherzige und tiefblickende Karin Michaelis sagte einmal einer Freundin die harten und wahren Worte: „Ihr lebet in dem, was man eine vollkommene Ehe nennt, in einer vollkommen glücklichen und zufriedenen nur engen Spielraum bietenden, grenzenlos egoistischen Ehe. Für dich existierten weder Familie noch Freunde oder die Umwelt, du hastest ihn, er hatte dich, nichts kam der Ringmauer nahe, die ihr um euer Glück gezogen hatte. Erst nach seinem Tode, als du allein zurückbliebst, wurddest du das, was ich unter einem Menschen verstehe...“

Wieviel haben die heutigen Wissenden zu kämpfen, wieviel Erkenntnis zu verbreiten, wenn von allen Seiten her ein falsches Ehe-Ideal, ein Sögenbild der Ehe am Markt aufgestellt wird, vor dem sich die ahnungslose Jugend neigen soll wie vor einem anderen goldenen Kalb des Materialismus.

Zweierlei, so haben wir, bedeutet das Wort von der heiligen Flamme des Herdes: die Eitelkeit, die sich auf die Menschen hinausweitet, und die Stelle, da der Mensch die Erde berührt, das Heim. Stimmt es nun nicht nachdenklich, daß wir gerade heute diesen Vankrott der Ehe sehen in einer Zeit, da die Ehe nicht in jenem älteren, tieferen Sinne aufgefagt wird, und in einer Zeit, da zweitens die jahrelange Wohnungsnot herrscht, also außer der seelischen Ehebestimmung auch ihre räumliche Voraussetzung, das Heim fehlt, die Stätte nicht da ist, da der Mensch die Erde mehr berührt? Mit dieser Doppel-Erkenntnis, scheint mir, sind wir erst an den wahrhaften, tiefsten und letzten Wurzeln der heutigen Krise der Ehe angelangt. Wohnungsnot und Ueberbevölkerung des Egoistischen und, wenn man es vielleicht als Drittes dazu betrachten will, das Uebergeben der männlichen Seele, der Väterlichkeit, als einer kulturschöpferischen, unerfesslichen Kraft. Ältere Zeiten, in denen es auch auf dem körperlichen Gebiet der Ehe nicht immer so gestimmt haben mag, besaßen doch gute und glückliche Ehen, weil andere Dinge als tiefster Sinn und als höchste Erfüllung der Ehe den beiden Partnern und der gesamten damaligen Weltanschauung voranstanden.

In der Ehe aber wieder diesen leuchtenden und wärmenden Schein des heiligen Herdfeuers zu erwecken ist eine große Aufgabe, die gemeinsam und mit gleicher gemeinsamer Verbesserung in Angriff zu nehmen und zu erfüllen ist von beiden Generationen, sowohl von der Eltern- als auch von der jungen, dem kommenden Geschlecht.



Der Museums-Einbruch in Zittau

Die ausgeplünderte Uhrenkiste (vorn links) im Zittauer Stadtmuseum.

Einbrecher verurteilten das Stadtmuseum in Zittau einen schweren Verlust. Sie entwendeten eine große Anzahl von Gegenständen, die großen historischen Wert besaßen. So vor allem eine Sammlung von Schmuckstücken, und Uhren aus dem 18. und 19. Jahrhundert.

Zwei Studenten zählten Soldaten.

Wer in Japan reist, sollte mit der Kamera vorsichtig umgehen. Denn die Gelben haben eine Spionensucht, die an die französische Hysterie heranreicht. Sie wenden nichts dagegen ein, wenn Fremde ihr Land bereisen und benutzern; aber wer Aufnahmen macht, läuft Gefahr, sofort verhaftet zu werden. Deswegen hüteten sich auch zwei amerikanische Studenten, die den Hafen von Ujina besuchten, ihre Apparate in Tätigkeit zu setzen. Sie standen nichts ahnend an der Straße, die vom Hafen zum Bahnhof führte, und ließen aus der Mandchurien heimkehrende japanische Truppen an sich vorüberziehen. Sie fühlten sich in ihrer Unschuld so sicher wie in Abrahams Schoß, denn zu aller Vorsicht hatten sie noch einen japanischen Fremdenführer bei sich. Und doch wurden sie verhaftet. Warum? Weil ein Geheimbeamter sie beschuldigte, die japanischen Soldaten gezählt zu haben: „Sie ließen die Truppen an sich vorbeiziehen. Dabei bewegten sie von Zeit zu Zeit ihre Lippen. Sie haben sicher einen Soldaten nach dem anderen gezählt. Es sind gefährliche Spione.“ Die Hafenkommandantur, auf die man die Verbrechen schleppte, war der gleichen Ansicht: „So, unsere Soldaten wollten Sie zählen, und dann wissen Sie, wie stark wir sind!“ Die Studenten erlaubten sich zu lächeln: „Wir haben nicht gezählt, und wenn wir gezählt hätten, so bestände doch nicht die geringste Aussicht, daß wir auf diese Weise erführen, wieviel Soldaten Japan unter den Waffen hat. Uebrigens können Sie das bei uns in den Vereinigten Staaten aus jedem statistischen Jahrbuch erfahren. Dazu brauchen wir nicht erst nach Japan zu kommen.“ Gegen dieses Argument wüthten die verblüfften klugen Leute von Ujina nichts einzuwenden. So mußten sie schließlich die „Spione“ doch laufen lassen.

Pflicht ist nichts für Kraftfahrer.

Darf ein mit 80 Stundenkilometern dahinschreitender Fahrer eines Kraftwagens zwei ihm begegnenden hübschen jungen Mädchen mit der Hand einen Gruß zuwinken? Keiner meinte kürzlich ein Richter in der englischen Stadt Bromley, und er verdonnerte den hübschen Autler zu 120 Mark Geldstrafe und zog überdies noch für zwei Jahre seinen Führerschein ein. Der zwanzigjährige Frank Carrier hatte das Pech, gleichzeitig zwei jungen Damen und einem motorradfahrenden Schutzmann zu begegnen. Verständlicherweise sah er nur die ersteren, denen er einen freundlichen Gruß zuwinkte, aber nicht den Hüter der Ordnung; doch dieser bemerkte den hübschen Kraftfahrer und seinen Gruß. Der Schutzmann kehrte um und verfolgte den jungen Carrier, der daraufhin seine Geschwindigkeit steigerte, zwei Halt gebietende Verkehrszeichen überfuhr und erst nach einer fünf Kilometer langen Jagd eingeholt wurde. Dabei stellte sich noch heraus, daß die Bremsen seines Wagens nicht in Ordnung waren, was ihn 20 Mark kostete; mit je weiteren 20 Mark wurde das Ueberfahren der beiden Verkehrszeichen geahndet, und mit gar 80 Mark glaubte der Richter den unangebrachten Gruß bestrafen zu müssen. Das war bitter, viel bitterer aber noch, daß der hübsche Kraftfahrer obendrein seine Stellung verloren hat. Denn er ist von Beruf Chauffeur, und einen Chauffeur ohne Führerschein wird so leicht niemand in Dienst nehmen.

Tüchtiger Junge

„Nun, Klaus, wie war es heute in der Schule?“
„Kein, Papa! Der Lehrer sagte, wenn alle Jungs so wären wie ich, könnte er die Schule zumachen!“

Risse in Eisenbahnschienen.

Die ständig steigenden Anforderungen an den Eisenbahnverkehr haben zur Verwendung stets härterer Stahlsorten mit entsprechend höherem Kohlenstoffgehalt geführt. Hierin liegt aber eine gewisse Gefahr. Man stellt bekanntlich die Schienen durch Auswalzen aus stark erhitzten Stahlblöcken her. Dabei kann es indessen leicht vorkommen, daß bei der verhältnismäßig raschen Abkühlung, der die Schienen nach dem Walzen ausgesetzt sind, in den Schienenspitzen Risse und Sprünge auftreten, eine Gefahr, die vor allem in Ländern mit besonders niedrigen Wintertemperaturen keineswegs leicht zu nehmen ist. So wurden beispielsweise allein aus dem nördlichen Teil der Vereinigten Staaten im Jahre 1920 nicht weniger als 2149 derartige Schienenfehler gemeldet, 1930 war die Zahl bei rund 240 000 Kilometer Schienenlänge auf 7320 gestiegen. Das hat den betreffenden amerikanischen Eisenbahngesellschaften Veranlassung gegeben, ihre Geleise planmäßig auf derartige Fehler untersuchen zu lassen. Man bedient sich dazu besonderer, durch Verbrennungsmotoren getriebener Prüfswagen. Die Motoren liefern zugleich den für die Untersuchung benötigten elektrischen Strom. Die Prüfung erfolgt in der Weise, daß durch zwei in geringem Abstand von einander über die Schienen schiebende Bürsten der Strom durch ein kurzes Schienenstück geleitet wird. Eine Zunahme des Widerstands zeigt dann zuverlässig das Vorhandensein von — selbst geringfügigen — Sprüngen in der Schiene an. Diese Wagen haben sich durchaus bewährt. So wurden im Vorjahre mit zehn Wagen rund 65 000 Kilometer Schienen untersucht; dabei fand sich auf 11,9 Kilometer im Durchschnitt ein Riß. Derartige Schäden treten verständlicherweise höchst unregelmäßig auf. Lange Strecken erwiesen sich als vollkommen unversehrt, andererseits wurden auf einer Strecke von nur 1,6 Kilometern nicht weniger als 33 Risse ermittelt. Offenbar stammte dieses Stück der Strecke aus einer Lieferung zu heiß gewalserter Schienen. Eine Uebersicht über alle größeren und kleineren Unfälle im Betrieb, die auf Schienenbrüche und -risse zurückzuführen sind, hat eine nicht unwesentliche Abnahme seit der Indienststellung der erwähnten Untersuchungswagen ergeben.

700 000 Berlen werden verbrannt.

Wiederum hat die Weltkrise zu einem seltsamen Vorgang Anlaß gegeben. Wie man in Brasilien Kaffee ins Meer wirft, in Südafrika die Diamanten hamstert, um Preisstürzungen zu verhindern, so hat jüngst ein japanischer Berlenzüchter nicht weniger als 700 000 Berlen verbrannt, also ein Riesenergebnis vernichtet, um den flauen Markt zu stützen. Da ringt selbst den Afrika bezweifelst die Hände. Soviel Unverständnis, wie heute auf dem Erdball herrscht, hat der alte Herr denn doch nicht erlebt.

Wertvolles Papppapier.

Die ungemein wertvolle Büchererbst des vor einiger Zeit verstorbenen großen Theologen Professor Dr. Adolf von Harnack ist bekanntlich vom Preussischen Staat angekauft und wurde kürzlich teils der Nationalbibliothek, teils der theologischen Fakultät der Universität Berlin überwiesen. Unter den Schätzen der einzigartigen Sammlung befindet sich auch eine Ausgabe auf Pergament der Werke des Kirchenvaters Augustin. Harnack kam auf sehr merkwürdige Weise in den Besitz dieser Kostbarkeit. Vor Jahren kaufte er sich auf dem Markt zu Messina einige Apfelsinen. Das Papier, in das der Obsthändler die Früchte einwickelte, erregte die Aufmerksamkeit des Gelehrten. Eine kurze Prüfung genügte ihm, zu erkennen, daß es sich um Pergament handelte, auf dem eine sehr seltene Ausgabe des heiligen Augustin gedruckt war. Ohne sich etwas merken zu lassen, hat Harnack den Verkäufer, ihm auch das übrige Einwickelpapier gegen billiges Entgelt abzulassen. Der Mann willigte ohne weiteres ein, und beide trennten sich höchst befriedigt über das gute Geschäft, das sie soeben gemacht hatten. Der Obstverkäufer war kein „wertloses“ Papier für einen unerwartet hohen Preis los geworden, und Harnack beinahe umsonst in den Besitz einer höchst wertvollen vollständigen Ausgabe der seltenen Schrift gelangt.

Die Wasserbauten im Saaleetal vor der Vollendung

Staudamm bei Saalburg bei im Rahmen der großen Bauten errichtet wurde, die für die nun nahezu fertiggestellte große Weichsel-Talsperre im Saaleetal nötig wurde.

